

Eröffnungsrede zur Ausstellung Andrea Gohl, Erzählspuren, IG Halle Rapperswil, 2006
Sehr geehrte Damen und Herrn,

seit über zehn Jahren kreist Andrea Gohl um das Thema „Stadt“. Oder um genauer zu sein: die Stadt als Raum. Die Ausstellung „Erzählspuren“ zeigt eine Summe dieser fotografischen Untersuchungen und Versuchsanordnungen.

Meist wird die Stadt in der Fotografie unter ganz anderen, augenscheinlicheren Blickwinkeln behandelt. Oft zeigen Fotografen einen veredelten touristischen Blick auf die Stadt, der sich an ortsspezifische Eigenheiten und Einzigartigkeiten hält. Oder sie machen das Wesen der Stadt an der Vielzahl und Vielfalt ihrer Bewohner fest, ihrem Nebeneinander und Gegeneinander. Bilder einer Stadt werden dann zu Metaphern einer Gesellschaft, die der Fotograf mit kritischem Blick durchleuchtet.

Weil Fotografien immer etwas zeigen müssen – und vorzugsweise natürlich etwas Aufsehenerregendes –, neigen Fotografen dazu, die Stadt auf Gegenwart zu reduzieren – auf die Anwesenheit von Menschen und eine je und je ganz bestimmte Jetztzeit, einen jeweiligen Zeitgeist, der an der Oberfläche einer Stadt abzulesen ist.

Gohls Stadt ist das Gegenbild jener Stadt, die Dokumentarfotografen zeigen. Ihre Stadt ist fast menschenleer, nur die Beine eines Flihenden im Schnee und ein schattenhafter Umriß sind auf den Bildern in dieser Ausstellung auszumachen. Auf einigen Bildern entdecken wir zwar Spuren menschlicher Anwesenheit, doch ihre Verursacher haben das Bild immer schon verlassen.

Wir können nicht feststellen, wann die Bilder aufgenommen wurden, und finden keine zeittypischen Eigenheiten, die sie im städtischen Heute verankern würden – es sind keine Lounges zu sehen, keine trendigen Siebziger Jahre-Möbel, keine urbaner Designschnickschnack. Sie zeigen Umgebungen und Häuser, irgendwann in der Nachkriegszeit, die sich durch nichts Besonderes auszeichnen, die weder sonderlich ärmlich, noch sonderlich luxuriös wirken. Es sind Alltagsumgebungen, die jedem vertraut sind. Das Korn, das Hell und Dunkel der Fotografien entrücken sie der bloß trivialen Dinghaftigkeit und lassen sie zu Bildern, zu Projektionsflächen werden. Der Korridor eines städtischen Wohnhauses wird Ausdruck beklemmender Enge und flüchtigen Daseins. Ein einfaches Zimmer mit Bett wird zur Spur körperlicher Erfahrung.

Bei einigen Bildern können wir zwar ausmachen, daß sie in New York aufgenommen wurden, wo Gohl studiert und lange gelebt hat. Bei anderen merken wir, daß sie Zürich

zeigen, wo Gohl heute lebt. Doch die Bilder thematisieren diese Unterschiede nicht, sie werden, jenseits ihres anekdotischen Informationsgehaltes, zu einem Teil jenes städtischen Irgendwo, das ihre Bilder umreißen.

Gohls Blick auf die Stadt ist jener einer Städterin, die längst schon der touristischen Reize ihres Lebensraumes entwöhnt ist. Ihre Bilder zeigen die Stadt gewissermaßen von innen. Stadt ist hier nicht Gewimmel und Getümmel, sondern eine Folge von Innen- und Außenräumen, die verschachtelt ineinander übergehen, deren menschenleere Ruhe zwischen fast schon bukolischer Beschaulichkeit und lauerndem Schrecken schwankt. Räume sind Gohl, was den Romantikern die Landschaft war – ein Reservoir von Metaphern für Befindlichkeiten. Gohl faßt Momente, in denen sich Innen und Außen spiegeln und ineinander übergehen. Sie versucht zu fotografieren, was sich im Leerraum ihrer Räume entfaltet, sie sucht nach Bildern, die jene atmosphärische Fülle zeigen, deren Nachbild immer nur leerer Raum sein kann. Sie suchen die stumme Gegenwart der Dinge anzudeuten in der Reibung zwischen Weltoberfläche und Bildoberfläche. In ihrem Verweis auf das Unfotografierbare definieren und überschreiten sie zugleich die Grenzen der Fotografie, die wesentlich eine gespenstische Grauzone zwischen Anwesenheit und Abwesenheit ist.

Gohl setzt ihre Bilder unter den Titel „Erzählsuren“, obwohl Bildelemente fehlen, die wir gemeinhin mit dem Erzählerischen verbinden. Erzählen heißt gewöhnlich, den großen Bogen eines sinnstiftenden Berichts zu entwerfen. Gohl verweigert sich dieser Geste. Ihre Bilder erzählen auf die gleiche Weise von vergangenen Geschehnissen und dem Vergehen der Zeit wie Tatortfotografien von Verbrechen berichten. Sie halten unscheinbare materielle Spuren von Ereignissen fest, die der Zuschauer aus seiner eigenen Vorstellung ergänzen muß. Wir ahnen nur, daß etwas geschehen ist, doch was genau geschah, verschließt sich uns. Das Eigentliche bleibt unsichtbar, außerhalb des Bildes, und doch bestimmt es dieses. Die von Feuchtigkeit gewellte Tapete, die Falten einer Bettdecke, die Fußspuren im Schnee, die mit dem Finger gezogenen Zeichen auf der beschlagenen Scheibe – sie alle erzählen davon, daß in einem Raum etwas geschehen ist, und sei es nur das reine Vergehen der Zeit, und daß er darin eine Bestimmung erfuhr, die ihn zum Ort werden ließ. Gohls Fotografien wollen Raum zu sprechen bringen, von seiner Ortsverdingung berichten. Das bloße Da-Sein der Dinge und der Geschichten, die spurenhafte in sie eingeschrieben sind, wird hier zu einem Geschehen. In ihrer Reduktion sind die Bilder zugleich intim und anonym und ermöglichen so dem Betrachter, sich zu ihrem Bildern eigene Geschichten zu diesen Räumen, die jeder kennt, zu erzählen. In dieser Offenheit, die zugleich großzügig und fordernd ist, liegt das ästhetische Vergnügen, das sie dem Zuschauer bereiten. Und dem möchte ich Sie nun überlassen.